

Sie fürchten nicht den Tod, sie fürchten das Leben

Autor(en): **M.St.-L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **43 (1965)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-721831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie fürchten nicht den Tod, sie fürchten das Leben

Diese etwas bedrückende Ueberschrift setzte unsere treue hochbetagte Mitarbeiterin M. St.-L. über die folgenden Ausführungen, die wir, wenn sie auch pessimistisch erscheinen, doch gerne zum Abdruck bringen. Die Gedanken, die hier vorgebracht werden, werden sicher von manchen Männern und Frauen geteilt. Viele erleben ihr Alter aber anders; es fehlt ihnen nicht an liebevollen, teilnehmenden Kindern, Enkeln und Freunden. Wir möchten nur wünschen, dass die Worte unserer Mitarbeiterin von vielen Jüngeren gelesen werden, die oft abnungslos dem Schicksal ihrer alten Mitmenschen gegenüberstehen. Die Red.

Wer viel mit alten Leuten verkehrt, kommt zur Erkenntnis, dass die Angst vor dem Sterben sie nicht mehr so bedrängt, wie es ehemals der Fall war, da man noch vor Fegefeuer und Höllenqualen und andern «Repressalien» zurückschreckte. Von der Kanzel her werden sie immer wieder getröstet: Gott ist die Liebe, Gott ist gnädig, er versteht und verzeiht. Wie gern verlässt sich der Mensch auf diesen Gott; so kommt der Tod als Erlöser, nicht als Rächer. Soll man ihm so nicht willig folgen, wenn er winkt? Denn die Alten, die *sehr* alten, haben nichts mehr vom Leben, einem Leben, das so ganz anders verläuft, als sie es sich damals, als sie noch jung waren, in den seltenen Augenblicken, wo sie «weiterhinausdachten» vorstellten. Dann sahen sie auf ihre Kinder, das Liseli, das so anhänglich und zärtlich war, ihr, der Mutter, immer wieder versicherte, wie lieb sie sie habe. Ja, beim Liseli wird sie es einmal gut haben, wenn sie alt ist. Seine Kinder werden zu ihren Füßen spielen, sie wird als Grossmutter geehrt und verwöhnt werden. — Oder der Oski, der kleine Träumer, der so gern bei ihr sitzt und ihre Geschichten hört und weiterspinnt, — der wird einmal eine Frau nehmen, so und so, ein liebes, sanftes Geschöpf, und auch bei ihnen wird gut sein, wenn's einmal so weit ist, dass sie selber eine Geborgenheit suchen muss, weil man sie nicht mehr allein lassen kann. — Oder gar das Nesthäkchen, das noch immer bei ihr Zuflucht sucht und «nie, nie von Mami fortgehen wird».

O nein, sie fürchtet das Alter nicht, es wird schön werden. Viele Mütter, manchmal auch Väter, denken so und sind getrost.

Und dann kommen die Kinder fort, in die Welt hinaus, eins dahin, das andere dorthin, vielleicht sogar übers Meer. Sie heiraten, haben selber Kinder. Alles wird ein bisschen anders, als man es sich ausgedacht hat. Die Schwiegertochter ist nicht ganz so, wie man sie sich vorgestellt hat. Gewiss, sie ist schon recht, man will gar nichts gegen sie gesagt haben, aber man passt nicht recht zusammen, und darum sieht man sich auch nicht oft, und die Enkel werden nicht recht heimisch bei der Grossmutter; man wächst auseinander, und es wird nichts aus dem Zusammenleben. Und die Tochter, das Liseli? Nun, sie verschlägt es nach dem gelobten Land Kalifornien. Da hat sie's gut mit ihrem Mann auf der schönen Farm. «O Mutti, könntest du sehen, wie herrlich es hier ist!» Sie wachsen dort fest, die Kinder sind Amerikaner, sprechen eine fremde Sprache, leben in einer andern Welt, und wenn auch Lisel in aller Liebe drängt: «Komm zu uns Mutter, Du sollst es gut haben, wir freuen uns», — sie mag sich nicht mehr so weit weg verpflanzen lassen in ihrem Alter, so auf fremden Boden.

Kurz, es kann bei beiderseitig gutem Willen und beim besten gegenseitigem Verhältnis hundert Gründe geben, dass «damalige» Träume nicht in Erfüllung gehen. Aber eines Tages erhebt sich doch die Frage: was soll mit der alten Mutter, dem Vater, weiter geschehen, da sie einen eigenen Haushalt nicht mehr weiter führen können. Ein Altersheim? Aber sie sind ja alle überfüllt, und es heisst warten, warten, bis ein Platz frei wird. Bleibt oft nur noch ein Pflegeheim. Auch dort ist gut sein. Man hat keine Arbeit mehr, die einen müde machen, keinen Haushalt, kein Kochen, kein Putzen, kein Bettensorgen, keine Sorgen um die Vorfenster, keine Gartenarbeit usw., gut hat man es und geniesst es; geniesst den schönen Park, der vom Gärtner besorgt wird, man hat auch Gesellschaft; denn da sind lauter alte, unbeschäftigte Leute, mit denen man sich auf einem der schönen Bänklein unterhalten kann. — Das ist eine zeitlang recht und nett, aber mit der Zeit verliert es seinen Reiz, nein, von «Reiz» keine Spur mehr, im Gegenteil, es wird langweilig. Man hat alles erfahren, was sie zu erzählen wissen, doppelt und dreifach erfahren, denn sie wiederholen sich immer, und Neues gibt es nicht. Das war seinerzeit anders, als man noch «unter den Leuten» war, noch in seiner eigenen Wohnung, noch allerlei zu besorgen und zu besprechen hatte mit Nachbarn, Bekannten, als man noch «dazugehörte», noch in die Stadt oder ins Dorf ging, noch teilnahm am «Leben»,

als man noch Freunde bei sich sah zu einem Glas Wein oder einer Tasse Tee.

Nein, das Dasein ist nicht mehr «attraktiv», und wenn dann noch jene vielerlei Uebel dazukommen, die die späten Jahre mit sich bringen: Herzleiden, Beingeschwüre, Atemnot, Rheuma und Arthritis und was dem alten Menschen noch alles vorbehalten ist, dann wird es zur Qual und Plage, und oft genug heisst es dann: könnte ich doch sterben. Aber Freund Hein lässt sich nicht befehlen, er lässt auf sich warten, er lässt Zeit zur Besinnung. Wenn er dann aber kommt, ist er meist willkommen bei den Alten und — bei den Jungen, die oft mit schlechtem Gewissen dem Verlauf zusahen. Sie haben oft das Gefühl, dass diese letzte Zeit für die alte Mutter oder den Vater wohl etwas freundlicher und freudiger hätte aussehen können, wenn . . .

Aber so ist es eben: es sind andere Zeiten, Zeiten, die die Alten, wir meinen die *sehr* alten, nicht mehr verstehen. Alles ist anders. Wir können nicht beurteilen, ob besser oder nicht. Tatsache ist, dass mit unerhörter Wucht ein neues Zeitalter heraufkommt. Es ist einer neuen Generation vorbehalten, auch eine neue Lösung zu finden für die Versorgung der Betagten, denn die Alters- und Pflegeheime, wo nur Alte bei Alten sind, so vollkommen und komfortabel sie sein mögen, sind wohl nicht das endgültig Erstrebenswerte. Die Altersforschung gibt sich alle Mühe, Wege zu finden, die für alle Teile, Alte und Junge, gangbar sind.

Der Einblick in Altersschicksale zeigt zwar, dass diese sich dank der AHV und IV sich materiell bedeutend verbessert haben, dass aber seelisch dem Einzelnen in unserem «Zeitalter der Lieblosigkeit» lange nicht immer geholfen ist. Denn bekanntlich lebt der Mensch nicht vom Brot allein. Man müsste sich mehr um den einzelnen Menschen und seine ganz persönliche, individuelle Not, seine Eigenart kümmern können. Er müsste das Gefühl haben der Geborgenheit nicht nur in seinen vier Wänden, sondern vor allem in den Herzen der Mitmenschen, vielleicht nur eines einzigen Mit-Menschen, der sich seiner annähme. Vertraue mir an, was dir Kummer macht, ich werde versuchen, dir zu helfen und werde mit dir tragen. Diese Hilfe am Einzelnen müsste eben vom Einzelnen ausgehen, von *vielen* Einzelnen, die es sich zur Aufgabe machten, wenn auch nur *einer* Seele beizustehen in ihrer Alterseinsamkeit und -verlorenheit, denn oft wissen sie ja nicht, was ihnen fehlt; sie sind einfach unglücklich, denn sie fürchten nicht den Tod, sie fürchten das Leben.